

Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [17]

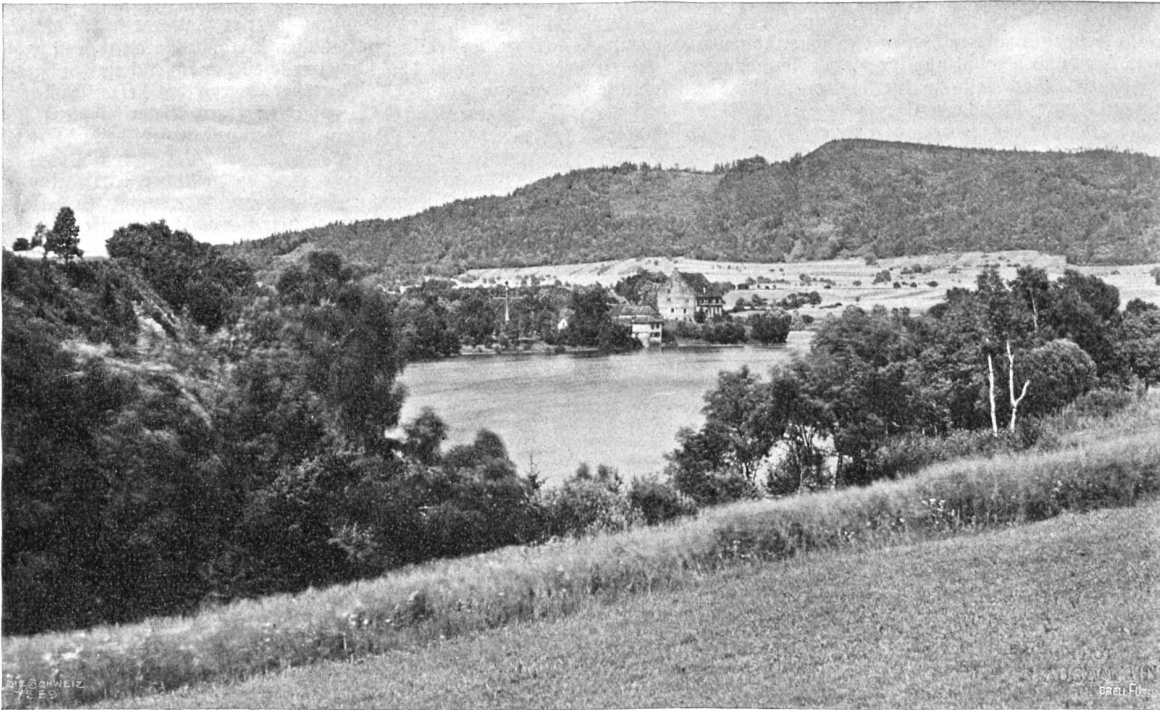
PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sibermühle im Churgau. Phot. Hausamann, Heiden.

Politische Uebersicht.

Der Friede von Bukarest, der am 10. August 1913 unterzeichnet wurde, hat dem brudermörderischen zweiten Balkankrieg tatsächlich ein Ende gesetzt. Auf der ganzen Linie ist in-
zwischen die Demobilisation eingetreten, und die stark gelichteten Heere sind mit klingendem Spiel in ihre heimischen Garnisonen zurückgeführt. Auch Bulgarien hat sich der harten Notwendigkeit des Friedensschlusses auf seine Kosten schließlich widerstandslos unterzogen und mit grimmigem Haß und rachsüchtigen Hintergedanken den Verbündeten hergegeben, soviel sie von ihm verlangten. Die Hälfte der Früchte seiner blutig errungenen Siege ist dahin, und es hat ganz den Anschein, als ob Bulgarien auch von dem ihm verbleibenden Rest noch ein gut Teil, Adrianopel und Umgebung, an die Türken werde zurückgeben müssen. Ein bitterböser Feldzug, dessen ungeheure Opfer und Verluste zum schließlichen Gewinn in gar keinem Verhältnis stehen. Alle Welt ist darüber einig, daß Bulgarien diese bittere Erfahrung einzig und allein seinem grenzenlosen Hochmut und Größenwahn zuschreiben hat. Man hätte es in Sofia anders haben können.

Es mußte, beinahe selbstverständlich, wiederum Oesterreich sein, von dem auch diesmal, nach dem Friedensschluß von Bukarest, eine neue Bedrohung der Ruhe Europas ausging.

Oesterreich erklärte nämlich kategorisch, eine so weit gehende Schwächung Bulgariens, wie sie dieser Friedensvertrag zur Folge haben werde, nicht dulden zu können und sich eine

* Zürich, Ende August 1913.
Revision des Bukarester Friedens vorbehalten zu müssen. Aber diesmal ist nun doch von allen Seiten gegen eine abermalige Einmischung des Wiener Kabinetts Protest erhoben worden. Selbst die verbündete deutsche Presse hat mit unmißverständlicher Grobheit den Wiener „Mistmachern“ bedeutet, daß man bei aller Bundes-treue immerhin in Deutschland nicht verpflichtet sei, jede österreichische Balkandummheit mitzumachen und moralisch zu unterstützen. Ein herzliches Glückwunschtelegramm des Kaisers an den König Carol von Rumänien zum glücklich „vollendeten“ Friedenswert tat das übrige, um der Welt zu zeigen, daß man von einer Revision des Friedensvertrags in Deutschland nichts wissen und die Balkanvölker in ihrem Selbstbestimmungsrecht nicht weiter beeinträchtigen wolle. So wird es denn Oesterreich wohl oder übel ertragen müssen, daß der vielgeliebte Nachbarstaat Serbien sein Gebiet geradezu verdoppelt und durch die entsprechende Mehrung seines Ansehens in der Welt sich der demütigenden Abhängigkeit von den despotischen Launen der Doppelmonarchie entledigt hat.



† Oberpferdearzt Dr. Poterat.

Die bittere Bille des Kaisertelegramms nach Rumänien ist den Oesterreichern hinterher etwas versüßt worden durch den ungemein herzlichen und warmen Trinkspruch, den Wilhelm II. am Geburtstag des Kaisers Franz Joseph, am 18. August, in Bad Homburg ausgebracht hat. Die bei dieser Gelegenheit erfolgte energische Betonung des Festhaltens an dem für den europäischen Frieden so wohlthätigen und segensreichen Dreibund ist nicht nur für die Dreibundstaaten, sondern infolge ihrer Machtposition für die europäische Diplomatie überhaupt von richtunggebender Bedeutung.

Im Haag ist der internationale Friedenskongreß zusammengetreten und der von Carnegie gestiftete Friedenspalast eingeweiht worden. Die kriegerischen Ereignisse, aus denen wir seit langem nicht mehr herausgekommen sind, haben dem Philistertum der ganzen Welt Anlaß gegeben, Friedenskongreß und Friedenspalast mit ihrem Spott und Hohn zu überhäufen. Ein wohlfeiles Vergnügen und eine ungemein kurzfristige Beurteilung der Dinge. Kann es eine triftigere Begründung der Notwendigkeit dieser Friedenskonferenzen und des Friedenspalastes geben als die Tatsache, daß wir auch heute noch, im 20. Jahrhundert, fortwährend von Kriegen zu berichten haben? Einmal muß jemand anfangen mit der Verkündigung der neuen Lehre, daß diese fortwährenden Schlächtereien für das Glück der Völker und für ihre ungestörte Existenz absolut nicht notwendig sind, und langsam, aber sicher wird sich auch diese Erkenntnis, allen Philistern zum Trost, durchsetzen. Was aber den internationalen Schiedsgerichtshof im Haag betrifft, der nun seine dauernde Heimstätte erhalten hat, so beweist schon die Tatsache seiner immer häufiger werdenden Inanspruchnahme für alle möglichen Streitfragen genügend, daß ihm ein Kulturwert ersten Ranges für unsere Zeit zukommt.

Die deutsche Sozialdemokratie hat in August Bebel ihren populärsten Führer verloren. Das fürstliche Begräbnis, das ihm in Zürich bereitet wurde, bewies hinlänglich, mit welcher Verehrung die Massen der Arbeiterchaft an ihm hingen. Proletarier nach seiner Herkunft, hat Bebel bei aller mit achtungswertestem Fleiß erworbenen Bildung das proletarische Denken und Fühlen bis zu seinem Ende nie verleugnet und hat die Echtheit seiner Begeisterung für die Sache des Proletariats durch selbstlose Hingabe hundertfach erwiesen. Keine andere politische Partei hat Führer von ähnlichem Einfluß, von gleicher unerschütterlicher Popularität in ihren Reihen, und auch bei den Sozialdemokraten selbst blieb Bebel darin ohne Rivalen. Daß die Reden an seinem Grabe von Uebertreibungen und Ueberschwenglichkeiten sich nicht freihielten, ist menschlich begreiflich; aber auch nach Abzug aller Fehler und Irrtümer bleibt Bebel eine Summe von Verdiensten um den Kulturfortschritt und um die Menschlichkeit, die ihn jedem politischen Gegner achtungswert machen müssen.

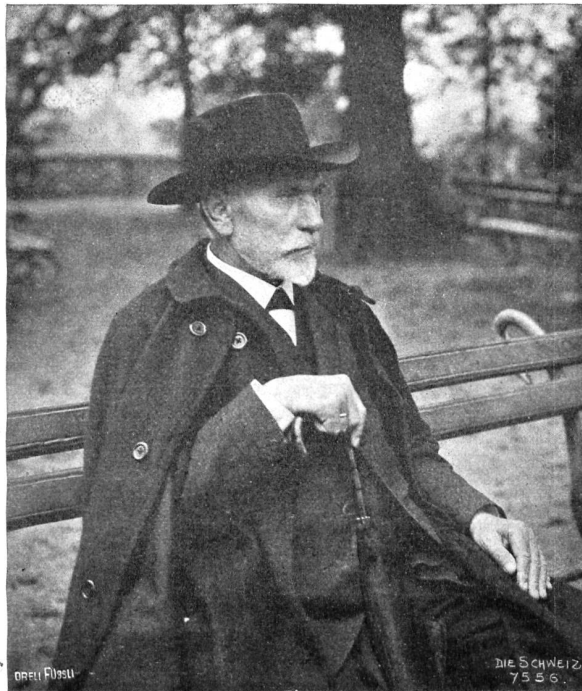
* **Totentafel** (vom 5.—22. August 1913). Im Hotel „Suisse“ zu St. Maurice starb am 10. August sehr unerwartet der eidgenössische Oberpferdearzt, Oberst Denis Potterat, im Alter von 70 Jahren. Der Verstorbene hat der schweizerischen Armee hervorragende Dienste geleistet. Als eidgenössischer Viehseuchenkommissär hat Potterat durch die Regulierung der seuchenpolizeilichen Verhältnisse an unsern Landesgrenzen auch die schweizerische Landwirtschaft zu größtem Danke verpflichtet. Mit großer Energie hat der treffliche Mann als eidgenössischer Oberpferdearzt ein Veterinärkorps herangezogen, dessen Glieder zu den bestausgebildeten Offizieren unserer Armee gehören.

Während eines von ihm an festlicher Tafel gehaltenen Toastes in Saignelégier wurde am 18. August Professor Dr. Arnold Kossel vom tödlichen Herzschlag getroffen. Geboren im Jahre 1845, hat Kossel die Schulen von Brunttrut besucht, dann in Zürich dem Studium der Chemie sich gewidmet. Als Lehrer in dieser Fache wirkte Kossel einige Zeit am Technikum Winterthur und wurde dann auf den Lehrstuhl für Chemie an der Universität Bern berufen. Seit 1903 vertrat Dr. Kossel den Wahlkreis Neuenstadt im bernischen Großen Rat. Seine engere Heimat, der Jura und besonders Prägels, hat dem Verstorbenen viel zu verdanken. Die glücklich vollendete Drabstseilbahn Ligerz-Prägels ist zum guten Teil das Werk und zwar das Lieblingswerk Kossels. Im Großen Rat war er ein oft und gern gehörter Redner.

Im Alter von erst 50 Jahren starb in Zürich am 21. August unerwartet Staatschreiber Dr. Albert Huber, ein außergewöhnlich tüchtiger, pflichtgetreuer und verdienter Beamter. Ursprünglich dem Lehrerstand angehörig, wurde der Verstorbene vorerst Kanzlist auf der zürcherischen Erziehungsdirektion, dann Beamter des eidg. Departements des Auswärtigen, in welcher Stellung er sich an der Universität Bern den Dokortitel *summa cum laude* erwarb. Im Jahre 1892 berief ihn der zürcherische Regierungsrat zum Sekretär der Erziehungsdirektion und 1900 zum Staatschreiber. Besondere Verdienste um die schweizerische

Volkschule erwarb sich der Verstorbene speziell als Sekretär der Erziehungsdirektorenkonferenz und als langjähriger Herausgeber des gediegenen Jahrbuches für das Unterrichtswesen.

In Winterthur verschied am 22. August im Alter von 55 Jahren Professor Gustav Weber, Direktor des kantonalen Technikums. Diese Anstalt verliert in ihm eine bedeutende Lehrkraft und die Wissenschaft auf dem Gebiet des Elektrizitätswesens einen hervorragenden Fachmann. Der Stadt Winterthur hat der Verstorbene in verschiedenen Stellen wichtige Dienste geleistet. Als Vertreter der demokratischen Partei gehörte er auch dem Großen Stadtrat an und war für eine Amtsperiode dessen Präsident.



† Der Reichstagsabgeordnete August Bebel.

† August Bebel.

Am 13. August starb in Passugg, wo er sich zur Kur aufhielt, der Führer der deutschen Sozialdemokratie August Bebel im 74. Altersjahr. Man mag zu Bebels Anschauungen stehen wie man will, sein Wirken für unheilvoll halten und seine Ziele für utopisch — man wird nicht leugnen können, daß Bebel eine hochinteressante Persönlichkeit war, dessen Name unzertrennlich mit der Geschichte der Sozialdemokratie verbunden bleibt, hinter dem Hunderttausende und Millionen standen und der seinen Ehrenschild sein ganzes langes Leben hindurch rein und unbefleckt hielt, er, der „Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft“, als der er immer gelten wollte. „Mein Ziel geht darauf hinaus, diese bürgerliche Gesellschaft zu vernichten,“ rief er noch

trennlich mit der Geschichte der Sozialdemokratie verbunden bleibt, hinter dem Hunderttausende und Millionen standen und der seinen Ehrenschild sein ganzes langes Leben hindurch rein und unbefleckt hielt, er, der „Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft“, als der er immer gelten wollte. „Mein Ziel geht darauf hinaus, diese bürgerliche Gesellschaft zu vernichten,“ rief er noch

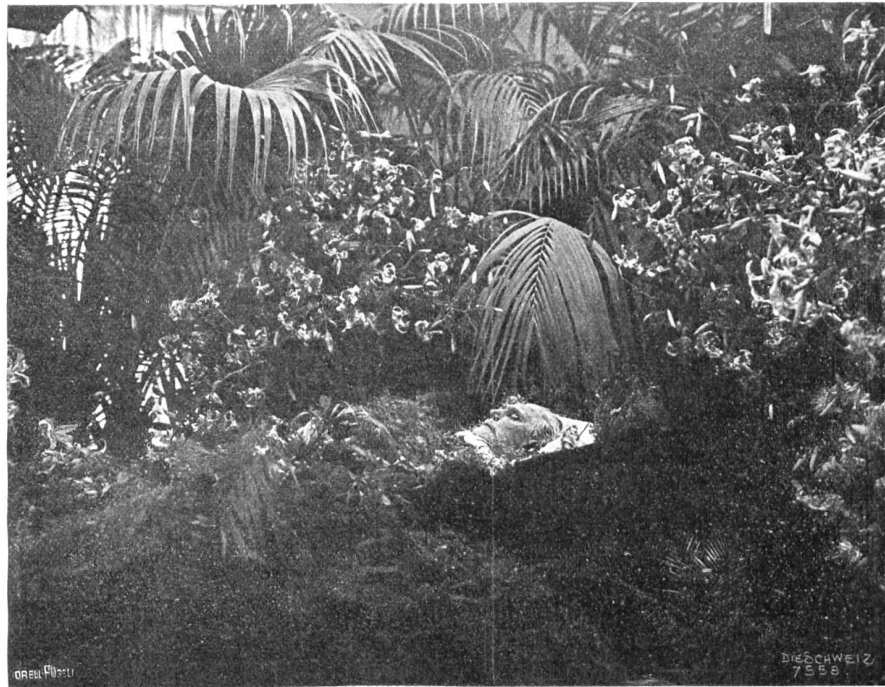
vor etwa zehn Jahren mit fühner Geste an einem deutschen Parteitags aus, und nicht selten klangen seine zündenden Reden in die Hoffnung aus, daß der Tag des „großen Kladderadatsches“ bald kommen werde, der die ganze verlogene und verblendete bürgerliche Gesellschaft mit Stumpf und Stiel hinausfegen werde. Und der gleiche Donnerer und blutrünstige Draufgänger war der beste und treubesorgteste Familienwater, ein Mann, der ein warmes Herz für die Armen besaß und der nicht aus politischem Ehrgeiz heraus mehr als fünfzig Jahre seines Lebens für sie opferte, mehr als einmal Freiheit und Gesundheit dabei einsetzend. Bebels Worte wirkten auf die Masse wie ein Evangelium; in den Tausenden von Vorträgen, die er sein Lebtag lang gehalten hat, haben ihm Millionen zugejubelt, da er jedem von ihnen etwas zu sagen wußte; seine feurige Beredsamkeit packte sein Auditorium im Sturm, und sie glaubten an ihn als an einen „ehrlichen Mann“, von dem sie Hilfe erhofften. Bebel war nicht nur der Senior seiner Partei, nicht nur ihr unbestrittener Führer bis zu seinem letzten Atemzug und ein glänzendster Organisator, er war auch ihre Seele, ihr bedeutendster Vertreter, der wie kein Zweiter vier Jahrzehnte hindurch der deutschen Sozialdemokratie Ziel und Richtung gewiesen hat. „Bebels Einfluß schildern, hieße die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie seit der Errichtung des Deutschen Reiches schreiben.“

August Bebel wurde im Februar 1840 zu Köln als Sohn eines Gefangenwärters in den Kasematten geboren. Er genoss nur mangelhafte Schulbildung, lernte das Drechslerhandwerk, wanderte dann mehrere Jahre lang als Handwerksbursche in Süddeutschland, Oesterreich, der Schweiz und Mitteldeutschland herum und ließ sich 1860 in Leipzig nieder, wo er 1864 Drechslermeister wurde. Hier schloß er sich bald der Arbeiterbewegung an und widmete sich eifrig dem Studium der Lassal'schen und Marx'schen Schriften. Nach kurzer Zeit trat er an die Spitze des Leipziger Arbeiter-Bildungsvereins, dessen Vor-

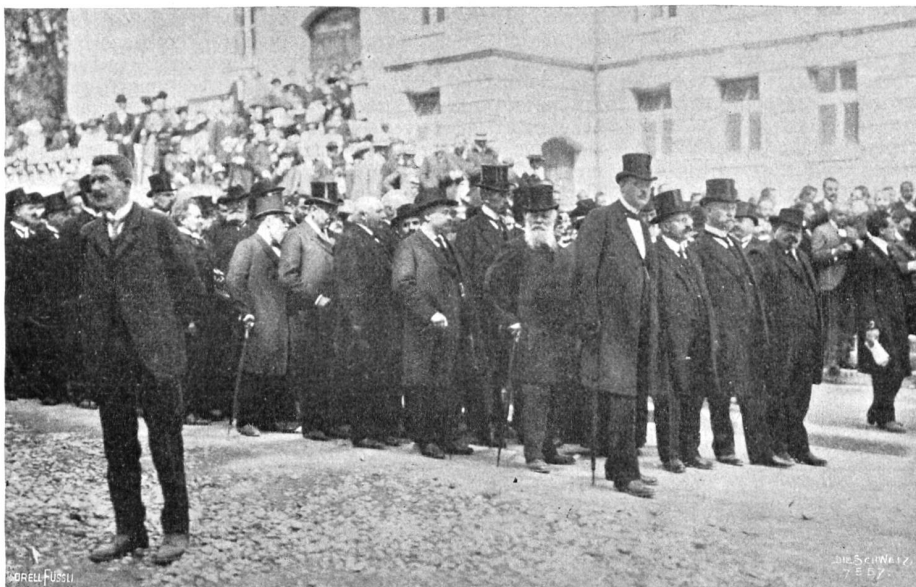
sitzender er 1865 wurde. Aber schon zu dieser Zeit ging sein Einfluß weit über Leipzig hinaus; er wurde Mitglied des ständigen Ausschusses der deutschen Arbeitervereine und 1867 dessen Vorsitzender. 1867, bei der ersten Wahl zum Reichstag des Norddeutschen Bundes, wurde er als Vertreter des Wahlkreises Sachsen XVII (Glauchau-Meerane) gewählt und blieb Vertreter dieses Kreises im Zollparlament und späterhin, von 1871 an bis 1877, im deutschen Reichstag.

In Eisenach wurde 1869 die sozialdemokratische Partei konstituiert, die sich nach dem Ort ihrer Gründung in den ersten Jahren ihres Bestehens Eisenacher Arbeiterpartei nannte; Bebel war einer ihrer Gründer und beeinflusste von Anfang an die Ziele und Bestrebungen der neuen Partei in besonderem Maße. 1869 wurde er Mitarbeiter bei dem in Leipzig erscheinenden Blatt „Volksstaat“, in dem er die Grundideen der sozialdemokratischen Partei in einer großen Reihe von Aufsätzen niederlegte und verteidigte.

Seine Angriffe gegen das Deutsche Reich und sein Eintreten für die Internationale hatten 1872 eine Anklage wegen Vorbereitung zum Hochverrat zur Folge. 1872 wurde er zusammen mit Liebknecht zu zwei Jahren Festungshaft und außerdem wenige Monate später wegen Majestätsbeleidigung zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Gleichzeitig wurde ihm das Reichstagsmandat aberkannt; doch wählte ihn bei der im Januar 1873 erfolgten Neuwahl sein alter Wahlkreis Glauchau-Meerane wieder. Von 1877 bis 1881 vertrat er Dresden. Im Jahre 1877 wurde Bebel, der sich in Dresden hatte naturalisieren lassen, auch Mitglied des sächsischen Landtages, dem er von da an bis 1891 dauernd angehörte. Bei der Reichstagswahl des Jahres 1881 war er in meh-



Die aufgebahrte Leiche August Bebels in Zürich. Phot. O. Uhlig, Zürich.



Die Gruppe der Reichstagsabgeordneten im Leichenzug Bebels in Zürich. Phot. Willy Schneider, Zürich.



Der am 28. August eingeweihte Friedenspalast im Haag.

ren Kreisen als Kandidat der Sozialdemokratischen Partei aufgestellt; zwar kam er in vier von ihnen in die Stichwahl, doch wurde er in keinem gewählt. Erst 1883 kehrte er bei einer notwendig gewordenen Nachwahl als Vertreter von Hamburg I in den Reichstag zurück. Den Wahlkreis Hamburg I hat er von 1883 bis 1898 und dann wieder seit 1899 bis jetzt im Reichstag vertreten; in der Zwischenzeit hatte er das Mandat für Straßburg-Stadt inne. Aus Leipzig wurde er auf Grund des Sozialistengesetzes 1884 ausgewiesen, worauf er sich in Plauen i. V. niederließ. 1886 wurde er wegen Geheimbündelei zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt; auch späterhin war er noch mehrfach in politische Prozesse verwickelt. Insgesamt hat er 56 Monate Festungshaft und Gefängnis verbüßt. Als 1890 das Sozialistengesetz aufgehoben wurde, siedelte er nach Berlin über, wo er seinen ständigen Wohnsitz nahm.

Zu der Schweiz hatte Bebel verschiedene Beziehungen, besonders verwandtschaftlicher Natur; seine einzige Tochter war mit dem im Januar letzten Jahres hier in Zürich verstorbenen Arzte Dr. Ferdinand Simon (siehe „Schweiz“, Jahrgang 1912, S. 69) verheiratet, und seine Frau liegt seit 1910 auf dem Zürcher Friedhof begraben. Mehrere Jahre besaß Bebel in Rüschnacht bei Zürich ein kleines Landhaus, und seit vielen Jahren verlebte er seine Ferien in der Schweiz. Seit Anfang August dieses Jahres hielt er sich mit Tochter und Entel in Passugg auf; doch kam er, durch sein Herzleiden geschwächt, dort schon sehr hinfällig an und mußte mehrere Tage das Bett hüten. In den letzten Tagen fühlte er sich wohler, verschied dann aber ganz plötzlich; am Abend ging er in bester Laune zur Ruhe, und am Morgen fand ihn seine Tochter tot im Bett.

Auf einem einfachen Bruggwägelchen wurde die Leiche Bebels in der Nacht vom 13. auf den 14. in aller Stille von Passugg nach Chur zu Tal gefahren und am nächsten Tag nach Zürich überführt, da er testamentarisch bestimmt hatte, dort an der Seite seiner Gattin und seines Schwieger Sohnes beigelegt zu werden.

Sonntag den 17. August erfolgte die Trauerfeier, nachdem der Tote drei Tage lang im Volkshaus in Zürich öffentlich aufgebahrt gewesen und gegen 50,000 Menschen am Sarg defiliert hatten. Einen größeren Trauerkundt hat Zürich bisher noch nicht gesehen; seine Teilnehmerzahl wird auf 10,000 Personen geschätzt, die Zahl der Kränze auf etwa 400, die Zahl der Fahnen auf ungefähr die gleiche Zahl. Gegen 80 Reichstagsabgeordnete schritten im Trauerzug, ferner die bedeutendsten Vertreter der internationalen Sozialdemokratie, Delegationen aus fast allen Ländern Europas. 15 Redner, darunter der bekannte Engländer Keir Hardie und Nationalrat Greulich, der mit Bebel seit mehr als vier Jahrzehnten

befreundet ist, nahmen vor dem Krematorium von ihrem Führer Abschied, und alsdann zeigte eine weiße Wolke, daß die Flamme von dem Toten Besitz ergriffen hatte. Fernab vom Getriebe seines Lebens, fernab von den Kreisen, die ihm nahestanden, ruht der Ruhelose nun aus von seinem schicksalreichen und erfolgreichen Leben.

Als sehr wohlhabender Mann ist Bebel gestorben; denn der Ertrag seiner Bücher, von denen sein berühmtestes „Die Frau“ heute mehr als fünfzig Auflagen zählt, war in den letzten Jahrzehnten sehr bedeutend. Schon bald werden, nach seinen letztwilligen Bestimmungen, alle Einkünfte aus diesen Werken der Parteikasse zufallen.

Interessant ist die Ansicht, die Bebel in seinen leider nur auf zwei Bände gediehenen Lebenserinnerungen vertritt. Er glaubt nicht an den Satz, daß jeder seines Glückes Schmied sei, sondern er betont: „Der Mensch folgt stets nur den Umständen und Verhältnissen, die ihn umgeben und ihn zu seinem Handeln nötigen. Es ist also auch mit der Freiheit seines Handelns sehr windig bestellt. In den meisten Fällen kann der Mensch die Konsequenz seines momentanen Handelns nicht übersehen; er erkennt erst später, zu was es ihn geführt hat. Ein Schritt nach rechts statt nach links oder umgekehrt würde ihn in ganz andere Verhältnisse gebracht haben, die wiederum bessere oder schlechtere sein könnten als jene, in die er auf dem eingeschlagenen Wege gekommen ist.“ Bebel, der, wie er selbst meint, nicht aus eigener Kraft, sondern „durch die Gunst der Verhältnisse“ „in eine einflußreiche Stellung gelangt“ ist, behauptet: „Der Selbmademan existiert nur in sehr bedingtem Maße ... Die glücklichen Umstände geben erst dem einzelnen den richtigen Platz im Leben.“

W. B.

Aktuelles.

† Oberst D. Potterat, eidg. Oberpferdearzt. In Châtellard, wo er in den Ferien weilte, starb am 10. August im 71. Lebensjahr Oberst Denis Potterat, unser eidg. Oberpferdearzt, an einem Schlaganfall. Wie wir einer Biographie entnehmen, stammte der 1843 Geborene aus Niédens im Kanton Waadt. Seine fachwissenschaftlichen Studien absolvierte er in Lyon und besorgte hierauf während annähernd zwanzig Jahren in Yverdon eine ausgedehnte tierärztliche Praxis. In den Großen Rat des Kantons Waadt gewählt, widmete er sich mit Eifer und Geschick den politischen Bestrebungen seiner Wähler. 1882 erfolgte seine Wahl zum eidg. Oberpferdearzt und eidg. Viehseuchenkommissar.

„Als Oberpferdearzt hat er,“ schreibt der „Bund“, „das Veterinär-Offizierskorps unserer Armee aus bescheidenen Verhältnissen nicht nur fachtechnisch, sondern auch echt soldatisch vorzüglich erzogen und zu verdienter allgemeiner Anerkennung gebracht. In gleichem Sinne hat er auch die Ausbildung der Militärhufschmiede begründet und in steter Vervollkommnung derart gefördert, daß wir heute mit Recht behaupten dürfen, den besten Militärhufbeschlag aller Armeen Europas zu besitzen. Als eidg. Viehseuchenkommissar, eine Stellung, die er 1910 niederlegte, schuf Oberst Potterat die „Vollziehungsverordnung zu den polizeilichen Maßregeln gegen Viehseuchen“, or-

ganifizierte den grenztierärztlichen Dienst und gründete zum größten Nutzen der schweizerischen Landwirtschaft den „eidgenössischen Viehseuchenfonds“, der schon heute nahezu vier Millionen Franken beträgt.

Der Friedenspalast im Haag. Am 28. August wurde im Haag der zum größten Teil aus einer Stiftung erbaute Friedenspalast feierlich eingeweiht. Der Baustil lehnt sich an ältere flämische Formen an. Ein eleganter großer Turm beherrscht den ganzen Komplex der Gebäude, und im Erdgeschoß öffnen sich hinter zehn Arkaden ebenso viele stattliche Tore. Zum Haupttor führt eine große Steintreppe, über die man in den imposanten Vorraum, das Treppenhaus, eintritt. Hier liegen, ebenfalls im Erdgeschoß, rechts und links von der großen Ehrentreppe, ein kleiner und ein großer öffentlicher Saal. Beide sind von Konferenzräumen, Bibliothekszimmern und Beratungsräumen umgeben. Den Delegierten stehen besondere Zimmer zum Empfang von Besuchern zur Verfügung; es fehlt auch nicht an besondern Rauchzimmern und Erfrischungsräumen. Durch Aufzüge gelangt man in das erste Stockwerk, wo die ständigen Geschäftsräume des General-

sekretärs des internationalen Friedensbüreaus untergebracht sind. Hier sind auch die großen Archive, Arbeitszimmer, die prachtvolle Bibliothek und der Zugang zu den Tribünen der öffentlichen Sitzungssäle. Auch für die körperliche Bequemlichkeit der Friedensdelegierten wird gesorgt: schön eingerichtete Baderäume, Massierstühle und ein Friseursalon harren ihrer Gäste. An der Ausschmückung des Hauses sind alle Kulturnationen beteiligt; so stammen aus Deutschland die Schloßereisenteile und die schmiedeeisernen Türen; Frankreich sandte Gobelins und Sevres-Porzellan, England die Glasfenster, Italien das Marmoraterial, aus Japan kamen prachtvolle Seidenstoffe, aus China Porzellan und aus der Türkei kostbare alte orientalische Teppiche; die Schweiz steuerte die großen Uhren bei, Amerika die kostbaren Holzarten zum Innenschmuck, und Holland lieferte als Wandschmuck Gemälde der flämischen Schule. Nur den ewigen Frieden kann niemand stiften, und die schönen Sätze der Theorie, die die Delegierten aus aller Welt wieder verkünden werden, wollen auch gar so wenig zur rauhen Praxis passen. X

Verschiedenes.

Amerikafahrten vor hundert Jahren. Als es noch keine großen Schiffsahrtsgesellschaften gab, sah die Beförderung zwischen Amerika und Deutschland noch wesentlich anders aus als im Zeitalter der Imperator-Klasse, des größten Schiffes der Hamburg-Amerika-Linie, von dem wir in Bild und Wort im letzten Jahrgang (1912, S. 25 f.) berichtet haben. Das Pittsburger Volksblatt erzählt, daß man vor hundert Jahren die recht beschwerliche Seereise von Hamburg, Bremen oder Cuxhaven aus gewöhnlich auf einem amerikanischen Schiffe antrat. Der Preis betrug von einem dieser Häfen nach Baltimore oder Philadelphia für die erste Kajüte mit Einschluß der Kost am Kapitänstisch 170 spanische Taler. Für die zweite Kajüte hatte ein Passagier 10 bis 18 Guineen zu zahlen, nur selten begnügten sich die Kapitäne mit 12 Guineen. Die sogenannten Steeragepassagiere mußten sich mit sehr mangelhafter Kost begnügen, auch wenn sie den anständigen Preis von 30 Guineen (nach heutigem Geldwert mindestens \$ 300) entrichtet hatten. Es wurde ihnen nämlich nichts als Pöfelsfleisch, Speck, Kartoffeln, Pudding, Reis und Graupen vorgelegt. Wein, Zucker, Eier, Kaffee, Tee und dergleichen mußten sie extra bezahlen und auf eigene Rechnung mitführen, wenn sie während der oft wochenlangen Fahrt die gewohnten Genüsse nicht entbehren wollten. Die armen Teufel, die nur geringere Fahrpreise bezahlen konnten, mußten hingegen mit noch viel weniger zufrieden sein. Wer die verabredete Summe beim Beginn der Reise zum Teil oder ganz schuldig blieb, hatte dem Kapitän eine Schuldverschreibung auszustellen, durch die er sich verpflichtete, sie bei der Ankunft in der neuen Welt einzulösen. Wor der Passagier dies nicht imstande, dann durfte der Kapitän, so unglücklich es klingen mag, ihn auf eine bestimmte Reihe von Jahren förmlich als Leibeigenen verkaufen. In Philadelphia hatte sich deshalb die sog. „Deutsche Gesellschaft“ ausdrücklich zu dem Zweck gebildet, sich der neu angekommenen Landsleute mit ihren Klagen und Beschwerden, die oft nur zu begründet waren, anzunehmen.

Schnapsteufel und Kindersterblichkeit in Rußland. In Petersburg findet zurzeit eine allrussische Hygiene-Ausstellung statt, in der statistische Tabellen graphisch Aufschluß geben über die Sterblichkeit der Kinder vom Säuglings- bis zum militärpflichtigen Alter. Sie liefern das überraschende Ergebnis, daß sich bei der Verteilung der Bevölkerung nach Religionen scharfe Unterschiede ergeben, die mit dem Alkoholkonsum in engem Zusammenhang stehen. Am größten ist nach dem statistischen Material die Sterblichkeit unter den Griechisch-Orthodoxen, d. h. den Großrussen mit 51,2 auf 1000 Geburten. Steht ihm auch eine unvergleichlich höhere Geburtsziffer gegenüber, so läßt die ungeheuer große Zahl doch Rückschlüsse auf schwere Mängel in der Lebensweise des Volkes zu. Der Prozentsatz der Moslim ist über die Hälfte kleiner, der der Protestanten annähernd ebenso gering. Die Moslim trinken eben keinen Alkohol, jedenfalls keinen Schnaps. Und gerade in den Zentren des größten Schnapsverbrauches, in den Großstädten Petersburg und Moskau, ist die Sterblichkeit der Kinder am größten. Selbst die trostlose Versorgung des Dorfes

mit ärztlicher Hilfe (es kommt im Durchschnitt erst auf 22,000 Einwohner ein akademisch gebildeter Arzt) und das Ueberhandnehmen der nach den Dörfern aus dem Süden verschleppten Seuchen erscheint neben den Verheerungen des Alkohols als minder wichtig. Im Landgouvernement Pensa z. B. sind von 10,000 Einwohnern 312 syphilitisch, in Moskau 120 schwindsüchtig. Der staatlich vertriebene Alkohol, der zum Monopol gemacht wurde, um dem Schnapsgenuß zu steuern, ist der schlimmste Bürgengel der russischen Jugend. Es ist da ganz



Oberst Repond,
Kommandant der päpstlichen Schweizergarde.

gleichgültig, wenn man in Rußland mit Zahlen nachweisen will, daß in Rußland auf den Kopf der Bevölkerung weniger getrunken wird als in den meisten Ländern Westeuropas. Das russische Volk ist derart unterernährt, die Gesundheitspflege steht in Rußland auf einer so winzig niedrigen Stufe, daß diese Mängel das etwaige zahlenmäßige Mehr weit überwiegen. In Petersburg werden jährlich etwa 70,000 Menschen in die sog. Ernüchterungstammern der Polizeireviere aufgenommen. Von 100 Geisteskranken sind 42 Alkoholiker. Die Kindersterblichkeit ist ohne Frage ebenfalls diesem Volkslaster zur Last zu legen. Zwar steigt die Bevölkerungszahl absolut immer noch, aber unter den geschilderten Verhältnissen dürfte ein Rückgang in dem Wert des Menschenmaterials unausbleiblich sein. Das Schnapsmonopol auf einmal abzuschaffen, ist selbstverständlich ohne Erschütterung des auf ihn aufgebauten Staatshaushaltes nicht möglich. Das letzte Budget weist 821 Millionen Rubel (mehr als zwei Milliarden Franken) Einnahmen aus dem Schnaps auf und erst an zweiter Stelle 787 Millionen Rubel aus den Eisenbahnen. Als besonders wirksames Mittel hat sich in Finnland die Beseitigung des Alkoholverkaufs in kleinen Gemäßen bewährt. Wenn man damit begänne, wäre schon viel erreicht. Die Statistik zeigt, daß gerade die kleinen Flaschen, die der Trinker gerne als „Lümmelchen“ bezeichnet, am allermeisten gehen. Man braucht sich nur die Wand neben einer mit dem Landeswappen geschmückten Schnapsbude anzusehen, um dies zu verstehen. Überall ist sie mit einem breiten roten Streifen geziert, der von dem Abstreichen des Siegellacks von der kleinen Flasche herrührt, die der Besucher gleich vor der Tür austrinkt. Von den kleinen Flaschen werden eine Milliarde, bezw. 183 Millionen verkauft, von den größeren Gemäßen nur 50 Millionen.

Die Sprache der Tabellen ist zu deutlich, als daß sich ihnen die Behörden auf die Dauer entziehen könnten; aber Rußland ist groß und weit, und Reformen kommen dort nicht über Nacht.

Wohl noch einige Jahre wird der jährliche Schnapsverbrauch mindestens im selben Verhältnis steigen wie die Sterblichkeitszahlen der Kinder.

Zu unsern Bildern. Die Hälfte der Bilder der vorliegenden Nummer illustriert den Hauptartikel über den am 13. August in Passugg verstorbenen deutschen Reichstagsabgeordneten August Bebel, der am 17. August in Zürich beerdigt wurde. Mehr als 80 sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete gaben ihrem Führer auf dem letzten Weg das Geleit, 85 Mann von den „roten 111“, die im Reichstag als stärkste und gefürchtetste Fraktion der Regierung und den rechtsstehenden Parteien das Dasein etwas sauer machen. Unser Bild auf der dritten Seite der Rundschau zeigt ein paar bekannte vielgenannte Köpfe, so vor allen Dingen den sozialdemokratischen Ex-Vizepräsidenten Scheidemann (der Zweite von rechts in der ersten Reihe), der ein paar Wochen lang als der erste Sozialist, der auf den geheiligten Stühlen des Reichstagspräsidiums saß, die Glocke schwang.

In der letzten Nummer wurde auf Seite 386 irrtümlich ein Bild als das von Oberst Repond, Kommandanten der päpstlichen Schweizergarde, publiziert, während es einen italienischen Polizeioffizier mit seiner Mannschaft darstellt. Der Irrtum ist bei der Eile, mit der die Illustrierte Rundschau jeweilen Bilder über aktuelle Ereignisse beschaffen muß, begreiflich und verzeihlich, besonders, da wir als Bezugsquelle eine weitverbreitete deutsche Zeitschrift nennen können. Wir bringen auf der vorletzten Seite nunmehr das richtige Bild und fügen gleichzeitig bei, daß Papst Julius II. in Lausanne Bischof, nicht nur einfacher Priester war. In einer Zuschrift werden wir ferner darauf aufmerksam gemacht, im Jahr 1522 sei Leo X. und nicht, wie von uns geschrieben, Hadrian VI. Papst gewesen. Sowohl nach dem Konversationslexikon von Brockhaus wie nach dem von Meyer regierte Leo X. von 1513 bis 1521, und ihm folgte 1522 Hadrian VI. X

Redaktion der „Illustrierten Rundschau“: Willi Bierbaum, Zürich 8, Dufourstraße 91. Telefon 6313. — Korrespondenzen und Illustrationen für diesen Teil der „Schweiz“ beliebe man an die Privatadresse des Redaktors zu richten.

Ein herrliches Wohlbehagen

empfindet man nach einer Kopfwäsche mit Pixavon. Es ist dies eine milde, flüssige Kopfwaschseife, der man mittels eines besondern patentierten Verfahrens den üblen Teergeruch genommen hat.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß der Teer als geradezu souveränes Mittel zur Pflege des Haares und der Kopfhaut angesehen wird. Die bedeutendsten Dermatologen halten die Haarpflege mittels Teerseife für die wirksamste. Auch in der weitbekannten Lassarischen Haarpflegemethode spielt die Anwendung der Teerseife zu Kopfwäschungen eine wesentliche Rolle.

Pixavon reinigt das Haar nicht nur, sondern wirkt durch seinen Teergehalt direkt anregend auf den Haarboden. Die regelmäßige Pixavon-Haarpflege ist die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare. Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Im allgemeinen wird Pixavon „hell“ vorgezogen, wobei durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Preis einer Flasche Pixavon (hell oder dunkel) Fr. 3.—.

